



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Jahre 1848. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Man wird leicht einsehen, wie das Wachstum des Arbeitsangebotes durch jene aufsteigende Bewegung von Stufe zu Stufe fortwirken muß, und man wird es daher erklärlich finden, daß auch auf den höchsten Stufen der Arbeitsleistung ein Zustand der Unbehaglichkeit eintritt, wenn die Zahl der Bewerber überwiegt, wie groß auch die absolute Höhe der Gehalte sein mag. Es kann daher nicht befremden, wenn auch in diesen Kreisen, im Handelsstande der Kommiss, in der Industrie der Techniker und Ingenieure, im Staate der Juristen, der Theologen und vieler Beamten von Übersehung und Folgen der Übervölkerung die Rede geht.

(Schluß folgt.)



Aus dem Jahre 1848.

1.



ine pragmatische Geschichte des Jahres 1848 ist noch nicht geschrieben. Zwar fehlt es nicht an vielen und ausführlichen Schilderungen der einzelnen Vorgänge dieses Jahres, und die Staatsaktionen, an denen das Jahr reich war, mögen immerhin vollständig genug in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen sein; aber die letzten Gründe, die alle diese Dinge hervorgerufen haben, und die eigentümliche Wandlung, die damals in dem Fühlen und Denken der großen Mehrheit des Volkes vorging und die nicht bloß in den großen Städten und in der großen Politik zu tage trat, sondern die in jedem Orte, wo Menschen zusammenwohnten, ihre besondern Blasen trieb, warten noch auf eine erschöpfende und unparteiische Darstellung.

Freilich mag für eine solche die Zeit trotz der dazwischen liegenden sieben- unddreißig Jahre noch nicht gekommen sein. Denn der Zusammenhang zwischen dem Jahre 1848 und der heutigen Tagespolitik ist noch zu eng, als daß wir schon unbeirrt durch Parteimeinungen und Parteirücksichten über die damaligen Vorgänge urteilen könnten. Das Jahr 1848 ist noch immer den einen das schöne Jahr der Freiheit, der Völkerfrühling und den andern das tolle Jahr, das, wie Friedrich Wilhelm der Vierte einst in einer feierlichen Stunde sagte, die Treue werdender Geschlechter wohl mit Thränen, aber vergeblich wünschen wird aus unsrer Geschichte zu entfernen.

Wenn man über Mein und Dein streitet und der Streit sich aus diesem oder jenem Grunde zur Zeit noch nicht vor den bürgerlichen Gerichten zum Austrag bringen läßt, so sorgt man durch Vernehmung von Zeugen zum so-

genannten ewigen Gedächtnis dafür, daß die, welche die streitigen Vorgänge miterlebt haben, noch vor ihrem Abscheiden darlegen, wie sich ihnen diese Vorgänge eingeprägt haben und wie sie dieselben erklären zu können meinen. So mag es denn auch seinen Wert für die künftige Geschichtschreibung haben, wenn immer wieder ein Alter nach dem andern auftritt und berichtet, was er Anno 1848 wahrgenommen hat und worin er die Gründe von den wunderbaren Dingen, die damals geschahen, gefunden zu haben glaubt. Müßten doch sonst manche dieser Dinge der jetzigen und den späteren Generationen, die mit andern Anschauungen und unter ganz andern Verhältnissen aufgewachsen sind, schier unverständlich sein, und es gilt daher, ihnen rechtzeitig die Brücken für ihr Verständnis zu bauen. Und so mögen auch die nachfolgenden Darlegungen eines Alten freundliche Beachtung finden.

Was mit den jetzigen Anschauungen und der herrschenden Denkweise glücklicherweise aufs schärfste im Widerspruche steht, das ist die unbestreitbare Thatsache, daß die ganze Umwälzung von 1848 zunächst durch einen Vorgang hervorgerufen wurde, welcher allein die innere Politik Frankreichs betraf. Wie konnte es geschehen, fragt man verwundert, daß aus dem Streite, ob dort der Zensus für die Wahl zur zweiten Kammer durch „Reform“ heruntergesetzt werden solle oder nicht, ein Brand entstehen konnte, der halb Europa und zumal unser bis dahin friedliches Deutschland in Flammen setzen konnte, und wie war es überhaupt möglich, daß sich in so unglaublich kurzer Zeit aus ruhigen und wohlgeordneten Verhältnissen ein so wirrer revolutionärer Zustand entwickeln konnte, wie er vom März bis spät in den Herbst hinein in Deutschland herrschte?

Was Frankreich betrifft, so ist es ja bekannt, wie der Ruf nach Reform des Wahlgesetzes zunächst nur ein Mittel in der Hand der parlamentarischen Opposition gewesen war, um der herrschenden Partei Verlegenheiten zu bereiten, wie sie durch die Reform-Bankette die Massen in den parlamentarischen Kampf verwickelte, und wie daraus die Emeute wurde, als die Regierung die Bankette verbot und es doch unterließ, alle Kraft und alle Energie daran zu setzen, um ihrem Verbot Geltung zu verschaffen. Als der König vor der Emeute zurückwich und erst sein Ministerium wechselte, dann zu gunsten seines Enkels abdankte, ward sie schnell zur Revolution, und die Republik war fertig, allen unerwartet und vielen unerwünscht, ehe der Tag geendigt hatte.

Daß dieser lokale Wirbelwind zum Sturm ward, der mit rasender Gewalt durch die Länder fegte und vieles niederriß, was morsch geworden war, aber auch gar manches kräftige Leben brach, wurde nur dadurch möglich, daß Frankreich damals eine ganz andre Macht über die Geister übte als jetzt. Jeder, der Zeitungen las, folgte den französischen Kammerverhandlungen mit dem lebhaftesten Interesse; sie und die englischen Parlamentsverhandlungen hatten uns lange Zeit dafür entschädigen müssen, daß es in Deutschland keine parlamen-

tarischen Versammlungen im großen Stile gab, und eine Rede von Odilon Barrot oder von Thiers war für die damaligen politischen Rannegießer ein wichtigeres Ereignis, als für die heutigen eine Rede von Virchow oder Richter. Auch stand die damalige Generation noch viel mehr unter dem gewaltigen Einbrücke der Revolutionszeit und der napoleonischen Zeit als die jetzige; von 1848 bis zum Beginn der Freiheitskriege war es ja nicht länger als von 1848 bis jetzt. Noch war es jedem gegenwärtig, welche eine Gewalt der französischen Volkskraft innewohnen könne, und man bangte bei dem Gedanken, daß sich diese wieder einmal in wildem Rausche erhebe. Man hatte sich zwar lange daran gewöhnt, auf die Schlaueit des Königs Louis Philipp zu bauen und der guten Zuversicht zu sein, daß, so lange er lebe, es ihm gelingen werde, den Riesen niederzuhalten und alle Kriegsgefahren glücklich zu umschiffen; erst mit seinem Tode, so meinte man allgemein, werde eine neue, schlimme Zeit über die Welt kommen. Umso überraschter war man, als diese vielgepriesene Schlaueit schon bei den ersten Regungen des Riesen gänzlich versagte, und als er das Ruder des französischen Staatschiffes schon im Stiche ließ.

Die Nachricht, in Frankreich sei die Republik erklärt, ward daher nicht aufgenommen, wie wir heutigen Tages die Nachricht von einer in einem Nachbarstaate vorgekommenen Staatsveränderung aufnehmen — selbst die grause Kunde von dem Kaisermonde in Rußland hat uns vor etlichen Jahren trotz aller begleitenden Umstände nicht so im Innersten erregen und aufschrecken können. Im Februar 1848 fühlte jeder im Volke bis in die abgelegensten Dörfer hinein, daß es sich um ein Ereignis handle, welches in sein eigenstes persönliches Leben hineingreifen würde, und daß es gleichbedeutend mit Krieg und Graus sei, da man sich eine französische Republik nicht als einen friedlichen Nachbarn unsrer ehrwürdigen Monarchie denken konnte.

Preußen hatte damals noch keine elektrischen Telegraphen zur Verfügung, sondern begnügte sich für seine Zwecke mit dem optischen Telegraphen, der in Abständen von etwa einer halben Meile von Berlin bis Aachen auf eigens dazu erbauten Telegraphenhäusern stand und durch die verschiedene Stellung der sechs Arme alle Nachrichten, wenn auch in etwas langsamer und von dem Wetter abhängiger Weise übermitteln konnte. Diese Linie endete in Berlin auf dem nach der Dorotheenstraße hin gelegenen Flügel des Akademiegebäudes, sodaß man von der Ecke der Linden aus die Bewegungen des Telegraphen wahrnehmen konnte. In gewöhnlichen Zeiten sah man nur selten einmal, daß sich die großen Arme rechts und links ausstreckten, und niemand pflegte davon weiter Notiz zu nehmen, da die Zeichen ja nur für die wenigen Eingeweihten verständlich waren. Mit den letzten Februartagen aber begann der Telegraph unablässig vom ersten Morgenlichte bis in die Abenddämmerung hinein zu arbeiten, und ebenso lange stand eine gaffende, unruhige und fortwährend wechselnde Menge an der Lindenecke und starrte nach den auf- und abklappenden

Riesenarmen. Jeder fühlte, daß es Weltgeschichte im großen Stile sei, die da oben geschrieben werde, und jeder wollte wenigstens den Genuß haben, an dem Inhalt derselben herumzuraten. In den Haufen, die sich dadurch bildeten, war man schon in den ersten Tagen darüber einig, daß jetzt der Befehl abgehe, die französische Grenze zu besetzen, die rheinischen Festungen auf Kriegsfuß zu setzen, die Landwehr einzuberufen; man disputirte über die Aufstellung von Armeen, man ließ eindringende französische Freischaren durch unsre braven Kanoniere niederkartätschen, und keine Nachricht war abenteuerlich genug, um nicht geglaubt zu werden.

Der Vorgang in Paris war etwas so überraschendes, ungeheures gewesen, daß man schon dafür den ganzen Vorrat an der Gabe des Sichverwundernkönnens ausgegeben hatte. Man war nun auf alles noch so ungeheuerliche gefaßt, ja in der gewaltigen Aufregung, in der man begriffen war, begehrte man, wie das so menschliche Art ist, noch immer neue Nahrung für die Neugierde und konnte nicht genug des Erregenden erfahren. Diese Stimmung steigerte sich noch, als die Revolution immer weiter um sich griff, und aus immer näheren Kreisen die unerhörtesten Nachrichten einliefen. Immer mehr schwand aber auch die Gabe der Kritik, und es ließ sich fast keine noch so thörichte Nachricht erfinden, die nicht, wenn sie nur in den Geist der Zeit hineinpaßte, ihre Gläubigen gefunden hätte.

Unser großer Humorist, Fritz Reuter, führt uns unter den bunten Bildern aus der Revolutionszeit, die er in der „Stromtid“ aus dem angeblichen mecklenburgischen Städtchen Rahnstädt giebt, den Advokaten Rein vor, wie er in jenen Märztagen den Kleinstädtern vorfabulirt, daß auch die Eskimos revoltirten, weil sie die Erdscheibe am Nordpol nicht mehr umsonst drehen und wenigstens den Thran zum Schmieren der Erdscheibe bezahlt haben wollten, und daß auf der Insel Ferro ein Kavallerieregiment zum Schutz des Meridians habe ausrücken müssen, und er läßt den Advokaten Rein gläubige Zuhörer für seine Tollheiten finden. Wenn es uns aber scheinen will, als würden mit der letzteren Behauptung die Grenzen, welche ein Dichter beachten muß, wenn er Glauben für seine Gebilde finden will, gar zu weit überschritten, so müssen wir uns nur an alle die wunderbaren Mären von drohenden Gefahren erinnern, die in jenen Tagen in Deutschland umgingen und die oft genug die komischsten Szenen hervorriefen. In Berlin ward das Wort „Der Russe rüstet“ alsbald nach den Märzkämpfen zum Schlagwort in Volksversammlungen und Maueranschlägen, und obwohl damals noch keine Eisenbahn über Berlin hinaus an die russische Grenze führte und der Marsch einer russischen Armee jedenfalls Monate gedauert hätte, so fand doch schon wenige Tage nach dem 18. März die Nachricht Glauben, daß die Russen bereits auf Berlin marschirten, ja auf dem Gesundbrunnen im Norden der Stadt mit ihren Vorposten stünden und in der Nacht eindringen und alles massakriren würden, und es sollen in dieser

Nacht nicht wenige Barrikaden zum Schutze gegen die Kosaken gebaut worden sein. Die Furcht vor plündernden und sengenden Scharen trat einige Wochen epidemisch auf, nur daß die gefürchteten Feinde überall verschiedene Namen hatten. Im Schwarzwald hieß es, die Franzosen kämen, sie seien schon im nächsten Dorfe, und man läutete Sturm; anderswo hieß es, die Polen seien da, oder die Oberschlesier oder die Bewohner von andern Gegenden, die man als arm und bettelhaft kannte; oder es hieß gar, die Züchtlinge irgendeiner großen Strafanstalt seien ausgebrochen und im Anmarsch, und oft genug rückten die neugegründeten Bürgerwehren mit grimmem Kampfesmut und in ernster Todesverachtung gegen Feinde aus, die garnicht existirten.

So war überall wirre Unruhe über die deutschen Länder gekommen. Aber von dieser Art der Unruhe war es doch noch ein weiter Weg bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Gewalten, und wie haben wir es uns zu erklären, daß auch dieser Weg in so unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt wurde? Grausamer Steuerdruck, allgemeine hoffnungslose Verarmung, Bestechlichkeit der Richter, willkürliche Bedrückung durch unkontrollirbare Beamte, tyrannische Gewalt eines fremden, unrechtmäßigen Herrschergeschlechts, und was sonst die Völker zum Aufstand getrieben hat, das alles war auch vor 1848 in den deutschen Landen nicht vorhanden; vielmehr muß man anerkennen, daß sich die öffentlichen Angelegenheiten in den vorhergehenden Jahrzehnten in mancher Beziehung günstig entwickelt hatten. Der Wohlstand war im Zunehmen begriffen, die großen Wunden, welche die Franzosenzeit geschlagen hatte, waren vernarbt, die Bevölkerungen hatten sich in die neuen Staatsgebilde, denen sie in dem Wiener Frieden in oft sehr willkürlicher Weise zugeteilt waren, mehr und mehr hineingewöhnt und hatten sich auch innerlich ihren jetzigen Landesherren unterworfen, das Staatswesen wandelte sich allmählich aus dem alten Patrimonialstaat in den modernen Rechtsstaat, und von der erstrebten deutschen Einheit hatte man sich wenigstens nicht entfernt, sondern hie und da sogar genähert. Man durfte hoffen, daß man auch bei ruhigem Fortschreiten nicht in schlechtere, sondern in bessere Zustände kommen würde.

Daneben gab es freilich auch manche dunkeln Schatten in den einzelnen deutschen Ländern. Ich rechne namentlich dahin ein gewisses Überwuchern der Polizei, die viel zu viel unter ihre Aufsicht nehmen und durch ihre Organe regeln wollte, und doch nicht beweglich und gewandt genug war, um den wechselnden Anschauungen und Bedürfnissen des Lebens schnell gerecht werden zu können und deshalb unendlich oft nur als Hemmschuh oder gar als Hindernis empfunden wurde, ferner ein Übertreiben der Staatsidee in den einzelnen deutschen Ländern, sodaß auch manche der kleinsten Länder sich geberdeten, als wären sie große Staaten, die alle Bedingungen der Existenz in sich trügen und sich daher in sich möglichst abschließen könnten, und als Folge davon eine Ungleichheit in der Entwicklung der an einander grenzenden Länder, sodaß man

in dem einen Lande beförderte, was in dem andern gehemmt wurde, und in dem einen von oben her belobte, was in dem andern verfolgt wurde, und dies mußte bei den engen Beziehungen, welche das soziale und literarische Leben zwischen den einzelnen Ländern knüpfte, dahin führen, daß viele Regierungsmaßregeln den Schein der Willkür und Gewaltthätigkeit annahmen.

Dazu waren nun noch in einzelnen deutschen Ländern besondere Schäden gekommen. In Baiern hatte seit anderthalb Jahren die spanische Tänzerin Lola Montez den altgewordenen König Ludwig in einen schweren Konflikt mit allen anständigen Leuten verwickelt, in welchem auch schon vor den Märztagen der Straßenpöbel gelegentlich Partei gegen die fremde Landfahrerin und den König genommen hatte. In Kurhessen wurde der Kampf gegen die Ansprüche der Ständeversammlung von der Regierung mit soviel Rechthaberei und Nachsicht geführt, daß er aufs tiefste erbitterte. In andern Ländern hatte man taktlos und unverständig geistige Bewegungen mit bloß polizeilichen Mitteln niederhalten zu können vermeint; man hatte veraltete Einrichtungen, die dem Rechtsbewußtsein nicht mehr entsprachen, aus Mangel an Thatkraft zu lange bestehen lassen, oder man hatte für materielle Not nicht eher Augen und Ohr gehabt, als bis ihr nicht mehr gesteuert werden konnte, und in dem Hungerjahre, welches auf die schlechten Ernten von 1845 und 1846 folgte, hatte man es an vielen Orten erst zu Volkstumulten, den sogenannten Kartoffelunruhen, kommen lassen, ehe man zu energischen Maßregeln schritt, und hatte dadurch dem Pöbel die sehr bedenkliche Lehre gegeben, daß das Tumultiren unter Umständen ganz nützlich sein könne.

Das Schlimmste von allem aber war, daß ein Geist des Widerspruchs und der Unzufriedenheit großgezogen war, der von der Tagespresse und von den sogenannten politischen Dichtern genährt wurde, und der nirgends ein ausreichendes Gegengewicht fand. Unbehagen über die Zustände, wie sie die Wiener Verträge im deutschen Bunde geschaffen hatten, der dringende Wunsch, die Verfassungsideale erfüllt zu sehen, in welchen die damalige Staatsweisheit das Heilmittel gegen alle Notstände sah, Unzufriedenheit mit dem Übereifer der Polizei, Verstimmung der Rationalisten von der alten Art über das mehr und mehr erwachende und an Einfluß gewinnende religiöse Glaubensleben, und daneben die Propaganda der jungen atheistischen und materialistischen Schule — alles wirkte zusammen, um der damaligen Generation die Zufriedenheit und den Glauben an die Dauerhaftigkeit der öffentlichen Zustände zu nehmen. Es war eine gewisse Schadenfreude vorherrschend. Wie jener Knabe sagte: Es geschieht meinem Vater schon recht, wenn mir die Hände erfrieren, warum kauft er mir keine Handschuhe! so freute sich damals auch der große Haufe, ja die gute Gesellschaft jeder Niederlage, welche die Obrigkeit erlitt, und jedes Ereignisses, welches an den Fundamenten der öffentlichen Ordnung rüttelte, ohne zu bedenken, daß sie selbst demnächst die Kosten des Zusammenbruches würden bezahlen müssen.

Außerdem gab es aber auch noch eine, wenn auch kleine, so doch sehr rührige Schaar eigentlicher Wühler und Verschwörer, die in bewußter Absicht auf den Umsturz hinarbeiteten und kein Mittel scheuten. Ihre Brandschriften fanden namentlich von der Schweiz aus auf den verschiedensten Wegen Eingang in Deutschland und weite Verbreitung. Sie unterhielten die Verbindung mit den Anarchisten der andern Ländern und arbeiteten mit ihnen auf gemeinsame Ziele hin und nach gemeinsamem Plane, und wenn es darauf ankam, so standen auch Geldmittel zu ihrer Verfügung, die sie für ihre Zwecke verwenden konnten. In den Märztagen soll in Berlin mancher Tumult von bezahlten Leuten arrangirt worden sein.

Allen diesen niederreißenden Kräften gegenüber stand aber für die Erhaltung der alten Ordnung fast niemand anders ein als die Regierungen, und sie hatten dem herandringenden Sturme gegenüber keine andern Waffen als polizeiliche Maßregeln. Vergeblich hatte Viktor Aimé Huber in mehreren schon im Anfange der vierziger Jahre geschriebenen Broschüren darauf hingewiesen, wie es nötig sei, daß alle erhaltenden Kräfte des Staates sich zu thätigem Handeln zusammenschließen, daß die Regierungen in ihrer Isolirung dem Kampfe auf die Länge der Zeit nicht gewachsen bleiben würden, und daß sich eine selbständige konservative Partei bilden müsse; sein Rastandruf war unerhört verklungen. Die vereinzeltten Versuche, eine selbständige konservative Tagespresse zu schaffen, waren bis dahin fast vollständig mißlungen.

Die Folge dieser Zustände war, daß mit dem Augenblicke, in welchem die Macht der Regierungen und ihr Vertrauen auf sich selbst zu schwinden begann, und ihre Waffen sich als wirkungslos erwiesen, nirgends ein anderer Halt vorhanden war, sondern daß sich die unzufriedenen Schaaren und die Neuerer des Staatsruders rücksichtslos bemächtigen konnten. Das ist eine der großen Lehren, welche uns das Jahr 1848 mit Blut eingepreßt hat, daß es nicht gut thut, wenn in einer von politischen Bestrebungen beherrschten Zeit die Staatsgewalt den Kampf für Recht und Ordnung allein führen muß, sondern daß sie der Bundesgenossenschaft von Parteien bedarf, die aus Überzeugung und im eignen Interesse und mit der nötigen Freiheit und Selbständigkeit dieselben Feinde bekämpfen.

Alle diese Umstände erklären aber doch noch nicht allein den wunderbar schnellen Wechsel, der in den Märztagen eintrat, und den furchtbar tiefen Fall, den unser Staatswesen damals that; es muß noch ein Moment in Rechnung gezogen werden. Viele werden es den Zufall, das Verhängnis nennen, besser wird man es als besondre göttliche Führung und Zulassung bezeichnen. Schon daß das Wetter in jenen ersten Frühlingstagen so außerordentlich schön war, ist eine solche Fügung. In Paris würde das Reformbankett am 22. Februar einen ganz andern Charakter gehabt haben, hätte Nebel und Schnee die Menschenmassen in ihren Häusern festgehalten; wäre das schöne Wetter nicht mit dem

Revolutionslärm über den Rhein gezogen, mancher Putzch wäre unterblieben, und namentlich in Berlin waren es die wunderbar milden Mondscheinabende, an denen es der Menge eine Lust war, stundenlang die ausrückenden Truppen anzusehen, und an denen sich allmählich durch Neckereien von der einen Seite und durch das nicht immer verständige und maßvolle Zurückweisen derselben von der andern Seite eine Flut von Erbitterung sammelte, welche die Katastrophe nachher beschleunigte und verstärkte. Und hätte am 18. März, an dem die Frühlingssonne so hell und warm schien, ein tüchtiger Regen die zusammengeströmten Schaaren vom Schloßplaz getrieben, es hätte des Ausrückens der Truppen zu seiner Räumung nicht bedurft, und das unglückliche sogenannte Mißverständnis und der sich daran knüpfende Kampf und der tiefe Fall Preußens und weiter als Folge davon der trostlose Verlauf der deutschen Bewegung — alles wäre nach menschlichem Berechnen vermieden worden.

Auch sonst noch hat der böse Zufall manches Feuer geschürt und manchen Funken, der sonst vielleicht erstickt wäre, zum hellen Aufflammen gebracht. Sie und da ging ein Gewehr los, wo nicht geschossen werden sollte, von untergeordneter Stelle erfolgten verkehrte Befehle, wichtige Anordnungen kamen nicht rechtzeitig an, und alles ging anders, als es sollte. Noch wunderbarer war oft die plötzliche Wandlung in dem Denken und Fühlen der Menschen, für die man vergeblich nach einem äußern Grunde sucht und die es einem verständlich macht, wenn schon Homer davon singt, daß ein Gott die Gedanken der Menschen plötzlich verwandelt und ihre Sinne umstrickt habe. Ich habe nie im Leben wieder auch nur annähernd solchen wunderbaren Wechsel in der Stimmung von Menschen erlebt, wie an jenem 18. März in Berlin. Ich will nur einige Beispiele anführen.

Am Abend zuvor war eine Schaar Studenten, die das Friedensamt von Schutzverordneten übernommen hatten, mit der Berliner Schützengilde zusammen im Gebäude der Akademie stationirt, um von dort aus mit Ermächtigung der Behörden die Ordnung in den benachbarten Stadtteilen aufrecht zu erhalten und womöglich die Reibereien zwischen dem Pöbel und dem Militär zu verhindern. Die Arbeit war an diesem Abend leicht, denn es war rauhes Wetter und die Straßen zum erstenmale wieder fast leer. Aber im Stillen gährte es fort; die Umsturz männer, die sich durch auswärtigen Zuzug verstärkt hatten, planten an den für den folgenden Tag beabsichtigten Demonstrationen und waren geschäftig, schlimme Gerüchte zu verbreiten und dadurch die Aufregung zu mehren. Da sollte das Volk in Dresden den Thron verbrannt haben, am Rhein die Republik erklärt und der Anschluß an Frankreich beschlossen, der Kurfürst von Hessen verjagt worden sein, und noch vieles andre. Mir, der ich eine Führerstelle unter den Studenten einnahm, waren diese Nachrichten brühhwarm zugetragen worden, als ich zum Rapport im Hauptquartier der Studenten auf der Universität gewesen war, aber ich hatte sie für mich behalten, solange

der Dienst dauerte. Als wir aber dann gegen Mitternacht, als alles ruhig war, unsere Station verließen, und als die Männer der Schützengilde mich noch zu einem gemütlichen Souper eingeladen hatten, mit welchem man in später Stunde die glücklich gethane Arbeit und das Zusammenwirken von Bürger und Student feiern wollte, glaubte ich, mit meinen Hiobsposten nicht mehr zurückhalten zu dürfen, und erzählte von allem, was ich gehört hatte. Aber es wollte mir nicht gelingen, die einmal eingezogene gemütliche Stimmung zu stören. Wenn wir nur unsern Mann bei der Flasche stehen — so hieß es —, so kommt das Vaterland schon wieder in Ordnung, und schließlich sind auch noch Soldaten da. Die Frage, warum ein Studentenball in diesem Winter nicht wie sonst bei Milenz, sondern in einem andern Lokal abgehalten worden sei, interessirte die Gesellschaft schließlich mehr als alle Politik. Und dennoch — zwei Glieder dieser Tafelrunde, und darunter gerade einen, bei dem ich an diesem Abende gegessen hatte, sah ich am folgenden Nachmittage, nachdem der Kampf ausgebrochen war, in ihren goldgestickten Uniformen schußbereit mit der Büchse in der Hand hinter dem Universitätsgebäude stehen, wo sie mir mit wutentstellter Miene zuriefen: Heute heißt es nur noch, die Hunde von Soldaten niederschließen.

Ein adlicher Referendar, der mir mehrfach in Gesellschaften begegnet, mir aber ziemlich fremd geblieben war, fiel mir auf dem Schloßplatz in Freude über die königlichen Proklamationen mit ihren Zusagen freiheitlicher Regierung und deutscher Einheit schier um den Hals, und eine Viertelstunde später sah ich ihn wieder, wie er in furchtbarer Aufregung und buchstäblich mit Schaum vor dem Munde zum Kampf gegen die Soldaten aufrief. Ein Student, den ich als einen besonnenen und liebenswürdigen Menschen näher kannte, trat mir, als ich in dem Universitätsgebäude die dort noch unbekannte königliche Proklamation verlesen wollte, drohend mit einer eisernen Stange, die er sich irgendwo abgerissen hatte, und mit wütender Geberde entgegen und schrie: Rache ist jetzt das heiligste Gefühl — was sollen jetzt Proklamationen! Ich habe ihn nie wiedergesehen, aber von gemeinsamen Freunden weiß ich, daß dieser Paroxysmus bei ihm nur bis zum nächsten Tage, bis zur Beendigung des Kampfes dauerte; dann ist fürchterliche Reue über ihn gekommen, und er ist vor sich selbst von Berlin geflüchtet und hat bis zu seinem nach wenigen Jahren erfolgenden Ende den Eindruck jener Stunde nie wieder ganz überwunden.

Das sind nur einzelne Beispiele des wunderbaren Stimmungswechsels. Mir sind noch eine Menge ähnlicher Bilder vor Augen, und ich höre noch die wüsten tierischen Töne, die im Universitätsgebäude von denselben Jünglingen ausgestoßen wurden, die bis dahin in korrekten parlamentarischen Formen debattirt hatten. Das allerdings verbreitete Gerücht, daß das Militär die friedliche Menge auf dem Schloßplatze mit Waffen angegriffen habe, kann einen solchen Umschwung der Stimmung nicht erklären, denn die ganze Woche war schon

in allen Versammlungen davon geredet worden, daß die Soldaten auf das Volk geschossen und Wehrlose ermordet hätten, und man hatte solchen Nachrichten gegenüber sein kühles Blut behalten. Wenn aber jetzt der Unsinn Glauben fand, daß man das „Volk“ arglistig durch eine Proklamation auf den Schloßplatz gelockt habe, um es dort durch das Militär abschlachten zu lassen, so war das schon ein Zeichen der Geistesverwirrung, von welcher die Menge plötzlich ergriffen war. Wir werden für solche Erscheinungen vergebens nach einer andern Erklärung suchen als der: Der Sinn der Menschen ward verwirrt, weil es so bestimmt war, damit unser Volk die ihm vorgezeichnete Bahn beschreibe.

Die Waffe, deren sich die Revolution in Deutschland zunächst bediente, ist, so will es auf den ersten Blick scheinen, wenig kriegerisch und gewaltthätig gewesen; man trat ja nur mit Petitionen den Regierungen gegenüber, man bat also nur. Aber die Art, wie man bat, war von vornherein eine eigentümliche. In großen aufgeregten Massenversammlungen und unter dem frischen Eindruck der Pariser Nachrichten wurden diese Petitionen beraten und angenommen, so schon am 27. Februar, also drei Tage nach der Erklärung der französischen Republik, in Mannheim und in Karlsruhe, am 28. in Stuttgart, in den ersten Märztagen in Wiesbaden, Köln, Düsseldorf, Leipzig u. s. w. Große Deputationen sollten diese Petitionen übergeben, und wo es anging, zogen dichte Volksmassen mit den Deputationen, um erkennen zu lassen, welche Folgen eintreten würden, wenn die Petitionen nicht bewilligt würden. Am 1. März machten sich schon fünfhundert Menschen von Mannheim unter Struves Führung auf, um bereits eine zweite, weitergehende Petition in Karlsruhe zu übergeben, und das schöne Wort „Sturmpetition“ war erfunden. Als Beispiel dafür, in welchem Stile diese Petitionen geschrieben waren, will ich nur die mitteilen, welche eine Volkskommission von Hanau dem Kurfürsten von Hessen am 9. März zugehen ließ, und welche die entscheidende Wendung in Kassel herbeiführte:

Durch die Proklamation Ew. Königlichen Hoheit vom 7. dieses sind die Wünsche des Volkes nicht erfüllt und seine Bitten unvollständig gewährt worden.

Das Volk ist mißtrauisch gegen Ew. Königliche Hoheit selbst, und sieht in der unvollständigen Gewährung seiner Bitten eine Unaufrichtigkeit. Es sieht darin die dringendste Aufforderung, sich noch enger zusammenzuschaaeren und eine noch festere Haltung Ew. Königlichen Hoheit gegenüber einzunehmen.

Das Volk, welches wir meinen, ist nicht mehr der vage Begriff von ehemals nein — es sind alle — alle —, ja, Königliche Hoheit, alle! Auch das Militär hat sich einstimmig dafür erklärt.

Das Volk verlangt, was ihm gebührt. Es spricht den Willen aus, daß seine Zukunft besser sein solle als seine Vergangenheit, und dieser Wille ist unwiderstehlich. Das Volk hat sich eine Kommission gewählt, und die verlangt nun für dasselbe und namens seiner —

Es folgen dann die sich immer wiederholenden Märzforderungen, von denen ich später noch sprechen will, und dann heißt es weiter:

Jetzt ist die Stunde gekommen, wo Sie zu zeigen haben, Königliche Hoheit, wie Sie es mit dem Volke meinen.

Zögern Sie nicht einen Augenblick, zu gewähren, vollständig zu gewähren.

Besonnene Männer, Königliche Hoheit, sagen Ihnen hier, daß die Aufregung einen furchtbaren Charakter angenommen hat. Bewaffneter Zug aus den Nachbarstädten ist bereits vorhanden; schon wird man mit dem Gedanken einer Los-trennung vertraut und kennt recht wohl das Gewicht der vollendeten Thatsache.

Königliche Hoheit, gewähren Sie! Lenke Gott Ihr Herz!


Das war der Stil, in welchem man damals hat.

(Schluß folgt.)



Unpolitische Briefe aus Wien.

2. Unfre Dichter.

 von einer nationalen Wirksamkeit, von einer nationalen Stellung des deutschen Dichters wird man heute nicht leicht sprechen können. Fast jeder gehört nur einem kleinen Kreise an, nur in diesem weiß man von ihm, lobt ihn oder tadeln ihn, von der Koterie wird er getragen, für sie muß er schaffen und leben, ins Volk hinaus dringt nur selten ein Ton von seinem Psalter. Die deutschen Dichter unsrer Generation sind so gleichweit entfernt von dem erhabenen Amte eines Propheten und Lehrers, das zu manchen Zeiten, bei manchen Völkern der Dichter geübt hat, wie von der problematischen Existenz, in der das poetische Genie in andern Perioden dahinzuleben gezwungen war. Weder mit Verehrung noch mit Geringschätzung begegnet man ihnen heute, eher mit Gleichgiltigkeit oder höchstens mit einer Art naiven Erstaunens, naiver Neugier; so wenigstens die mittleren Schichten, das eigentliche Volk. Auch die Aristokratie hat aufgehört, sich für Poeten und schöne Geister zu interessieren; nur in den Salons der Großindustriellen und der Finanzwelt werden sie als Modestücke immer noch gern gesehen. Da die meisten auch im Dienste der Tagesliteratur stehen, so haben sie gewöhnlich ihr leidliches Auskommen, ja nicht selten eine sehr behagliche Existenz. Freilich verweisen sie trotzdem immer wieder auf Frankreich und England, wo literarische, wo dichterische Qualitäten ganz anders geschätzt würden als hierzulande. Daß dort überhaupt andre Verhältnisse bestehen, Staat und Bürgererschaft reicher sind, auch für andre Dinge weitaus größere Summen aufgewendet werden können als bei uns, bedenken sie nicht oder ignoriren sie, und jeder findet es ungerecht, daß er nicht wenigstens das